

Wohin steuert Benedikt XVI.?

Seit gut einem Jahr ist Joseph Ratzinger als Papst Benedikt XVI. im Amt. Durch den Weltjugendtag im August 2005 und die Veröffentlichung seiner ersten Enzyklika „Deus caritas est“ im Januar 2006 zeichnen sich nun klarere Konturen des geistigen Profils dieses Pontifikats ab. Grund genug, genauer darüber nachzudenken, wohin dieser Pontifikat sich entwickeln könnte. Dabei nehme ich ein „Ereignis“ zum Ausgangspunkt, von dem her sich Grundfiguren des Denkens von Joseph Ratzinger so erhellen lassen, daß sich daraus mögliche Perspektiven für die Zukunft seines Pontifikats ergeben.

I. Die Begegnung in Castel Gandolfo im September 2005

Am Samstag, dem 24. September 2005, fand – so sagt es das hinterher veröffentlichte gemeinsame Kommuniqué – „in freundschaftlicher Atmosphäre“ in der päpstlichen Sommerresidenz zu Castel Gandolfo ein mehrstündiges Gespräch zwischen Papst Benedikt XVI. und Professor Hans Küng statt. Diese Nachricht hat viele damals so sehr überrascht, daß das Medienecho ungewöhnlich stark war. Die „Süddeutsche Zeitung“ machte am Dienstag, dem 27. September, die erste Seite mit dieser Meldung auf. Am Abend zuvor war die deutsche Öffentlichkeit von diesem Faktum sogar über die 20 Uhr-Nachrichten der ARD-Tagesschau informiert worden.

Die medial vermittelten Reaktionen auf dieses Treffen waren kontrovers. Sie reichten von Erleichterung bis Befremden. Wer erleichtert reagierte, sah in dieser Begegnung ein längst überfälliges Zeichen faktischer Rehabilitation von Hans Küng als einem der führenden katholischen Theologen unserer Zeit. Was Papst Johannes Paul II. dem Tübinger Ökumeniker seit dem Entzug der „Missio canonica“ im Dezember 1979 konstant verweigert hatte (eine persönliche Aussprache oder ein Zeichen der Anerkennung), war nun plötzlich möglich geworden. Hoffnungen auf Umsetzung der von Küng geforderten innerkirchlichen Reformen keimten auf. Sollte Joseph Ratzinger als Papst doch anders agieren denn als Präfekt der Glaubenskongregation?

Befremdet reagierten diejenigen, die bisher die Kirchen- und Weltbilder von Hans Küng und Joseph Ratzinger für unvereinbar hielten. Ist nicht Küng der schärfste Kritiker des „römischen Systems“? Hat er nicht die Repräsentanten dieses Systems, vor allem Angehörige der Kurie, Joseph Ratzinger als damaligen Vorsitzenden der „Inquisitionsbehörde“ allen voran, über Jahre konstant öffentlich mit

schärfster Kritik überzogen? Wenn es also ein solches Gespräch unerwarteterweise gegeben hat, dann muß man es entsprechend bagatellisieren. Ohnehin hatten sich ja beide – so war im Kommuniké zu lesen – im Vorfeld darauf verständigt, umstrittene „Lehrfragen“ auszuklammern. Was in Castel Gandolfo passierte, ist also nichts als die übliche päpstliche Diplomatie, selbst extreme oder skurrile Persönlichkeiten aller Art (ob aus dem Bereich von Politik, Sport, Publizistik oder Kultur) zu empfangen. Nichts Besonderes also.

Bleibender Dissens

Beide Reaktionen haben die Begegnung zwischen Hans Küng und Joseph Ratzinger im Kern nicht verstanden. Weder ist dieses „Ereignis“ geeignet, Hoffnungen auf eine innere Strukturreform der katholischen Kirche zu nähren, waren doch in der Tat die von Hans Küng angemeldeten Reformdesiderate oder gar dogmatische Fragen wie die nach Primat und Unfehlbarkeit des Papstes (die beiden Papst-Dogmen des Ersten Vatikanischen Konzils) nicht Gegenstand des Gesprächs. Sie konnten es nicht sein. Beide führten das Gespräch denn auch im Wissen um grundlegende und bleibende Differenzen, insbesondere bei der Einschätzung der Notwendigkeit innerkirchlicher Strukturreformen. Küng hatte hier von vornherein mit offenen Karten gespielt. Seinem Brief an den neuen Papst mit der Bitte um ein Gespräch hatte er seinen „Offenen Brief an die Kardinäle“ beigelegt, der im April 2005 vor dem letzten Konklave sowohl im „Spiegel“ als auch in „La Stampa“ veröffentlicht worden war. Hier ist ein umfassendes konkretes Reformprogramm für die katholische Kirche entwickelt, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Um so erstaunlicher sind die konkreten Resultate des Treffens von Castel Gandolfo. Sie eigens zu interpretieren heißt nicht die Differenzen in der Einschätzung kirchlicher Innenpolitik zu verdrängen oder opfervergessen die Machtfrage innerhalb der Kirche zu überspielen, sondern nüchtern – im wohlverstandenen Interesse der Gesamtkirche – enge Sektoren zu benennen, in denen sich trotz allem Konvergenzen im Denken von Joseph Ratzinger und Hans Küng zeigen.

Gewiß: Auch diese Konvergenzen müssen immer im Gesamtkontext der sehr verschiedenen Theologien von Küng und Ratzinger gesehen werden. Hermann Häring's Arbeiten zu beiden Theologien wären hier heranzuziehen¹. Auf dieses innere Gefüge der beiden komplexen Theologien aber ist hier nicht einzugehen. Ich konzentriere mich auf eine Hintergrundanalyse zu den beiden sehr klar umrissenen Gesprächsfeldern, die im Zentrum der Begegnung von Castel Gandolfo standen und konsensfähig zu sein schienen: „die Frage des Weltethos und der Dialog der Vernunft der Naturwissenschaften mit der Vernunft des christlichen Glaubens“. Ich zitiere zunächst das Dokument zur Gänze, bevor ich es interpretiere und Hintergrundiges und Zukunftsweisendes herausarbeite:

„Professor Küng stellte heraus, daß es bei dem Projekt Weltethos keineswegs um eine abstrakte intellektuelle Konstruktion gehe. Es werden vielmehr die moralischen Werte ins Licht gesetzt, in denen die großen Religionen der Welt bei allen Unterschieden konvergieren und die sich von ihrer überzeugenden Sinnhaftigkeit her auch der säkularen Vernunft als gültige Maßstäbe zeigen können. Der Papst würdigte positiv das Bemühen von Professor Küng, im Dialog der Religionen wie in der Begegnung mit der säkularen Vernunft zu einer erneuerten Anerkennung der wesentlichen moralischen Werte der Menschheit beizutragen. Er stellte heraus, daß der Einsatz für ein erneuertes Bewußtsein der das menschliche Leben tragenden Werte auch ein wesentliches Anliegen seines Pontifikates darstellt. Ebenso bekräftigte der Papst seine Zustimmung zu dem Mühen von Professor Küng, den Dialog zwischen Glaube und Naturwissenschaft neu zu beleben und die Gottesfrage dem naturwissenschaftlichen Denken gegenüber in ihrer Vernünftigkeit und Notwendigkeit zur Geltung zu bringen. Professor Küng seinerseits drückte seine Zustimmung zu dem Mühen des Papstes um den Dialog der Religionen wie um die Begegnung mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen der modernen Welt aus.“

II. Hintergründiges

Im Jahr 1990 veröffentlicht Hans Küng seine Programmschrift „Projekt Weltethos“. Seither ist die interdisziplinäre und internationale Diskussion über das Grundanliegen dieses „Projekts“ kaum noch übersehbar². Vieles an Fehldeutungen hat dieses Projekt über sich ergehen lassen müssen. Deshalb ist es für die, welche die Weltethos-Programmatik verstanden und umgesetzt haben, nicht unwichtig, daß Küng in diesem, vom Papst selber verfaßten und mit ihm abgestimmten Text zunächst Fehlwahrnehmungen seines „Projekts Weltethos“ korrigieren kann.

Negierte Fehlwahrnehmungen

Beim Weltethos-Projekt handelt es sich in der Tat nicht um eine „abstrakte intellektuelle Konstruktion“, was ja nichts anderes heißen kann als: um den Versuch, über oder neben den Religionen – gewissermaßen in der dünnen Luft intellektueller Abstraktion – Werte zu postulieren, die dann als angeblich universal behauptet und den Religionen überstülpt werden. Diese Fehlwahrnehmung wird durch die Feststellung aus der Welt geschafft, daß durch das „Projekt Weltethos“ „moralische Werte ins Licht gesetzt werden, in denen die großen Religionen der Welt bei allen Unterschieden konvergieren“. Das ist in der Tat von Anfang an das Selbstverständnis des „Weltethos-Projektes“. Es versteht sich gerade nicht als Versuch, die konkreten, empirisch gegebenen Religionen (mit ihren unterschiedlichen Lehren, Riten und Geboten) gewissermaßen wie alte Häute abzustreifen, um dann „humane Werte“ (möglichst noch auf der Basis einer unveränderten menschlichen „Natur“)

zu propagieren. Gemeint ist auch nicht, aus den verschiedenen Religionen so etwas wie einen ethischen „Cocktail“ zu mixen oder einen ethischen Minimalismus herauszudestillieren, dem auch der Letzte noch würde zustimmen können.

Programmatisch heißt es schon im Vorwort zum Schlüsseldokument des „Projektes Weltethos“, der Deklaration des Parlaments der Weltreligionen, Chicago 1993: „Ein Weltethos will das, was den Religionen der Welt trotz aller Verschiedenheiten jetzt schon gemeinsam ist, herausarbeiten, und zwar in Bezug auf menschliches Verhalten, sittliche Werte und moralische Grundüberzeugungen.“ Anders gesagt: Das Weltethos-Projekt reduziert die Religionen nicht auf einen ethischen Minimalismus, wohl aber „stellt es das Minimum dessen heraus, was den Religionen der Welt schon jetzt im Ethos gemeinsam ist. Es ist gegen niemanden gerichtet, sondern lädt alle ein, Gläubige wie Nichtgläubige, sich dieses Ethos zu eigen zu machen und entsprechend zu handeln.“ Man beachte das Wort „schon jetzt“.

Damit gesagt ist ein Doppeltes: Das gemeinsame Ethos wird nicht abstrahiert, sondern empirisch in den einzelnen Religionen nachgewiesen. „Schon jetzt“ ist dieses Ethos vorfindlich. Es kann etwa durch religionsvergleichende Untersuchungen konkret in den Quellen der einzelnen Religionen nachgewiesen werden. Beispiel: die Goldene Regel. Sie findet sich in den klassischen Quellentexten großer Religionen und Ethiken von Konfuzius bis Kant.

Zum Verhältnis Vernunft – Glaube nach „Fides et Ratio“

Ein Zweites ist genauso wichtig: Die Orientierung am Ethos verbindet von vornherein Glaubende und Nichtglaubende. Nicht ein neuer Exklusivismus religiöser Menschen gegen Nichtreligiöse wird propagiert, sondern ein interreligiös bestehender Konsens aufgewiesen, der zur *Einladung* wird, dieses konkrete Ethos auch mit Menschen ohne religiöse Bindung zu teilen. Nicht Trennung, Teilhabe ist das Grundanliegen des „Projektes“. Von daher ist es sachgemäß, wenn es in der zweiten Hälfte des soeben zitierten Satzes im Kommuniké heißt: „Es werden vielmehr die moralischen Werte ins Licht gesetzt, in denen die großen Religionen der Welt bei allen Unterschieden konvergieren und die sich von ihrer überzeugenden Sinnhaftigkeit auch der säkularen Vernunft als gültige Maßstäbe zeigen können.“

Auffällig an dieser Formulierung ist der Sprachgebrauch „säkulare Vernunft“. Man beachte diese eigentümliche Wortwahl, die ohne alles Abqualifizieren der nicht religiös orientierten Vernunft viel zuzutrauen scheint. Ein Dreifaches wird anerkannt: Auch dem nichtreligiösen Denken wird eine „Vernünftigkeit“ zugestanden. Auch dem nichtreligiösen Denken können sich religiös-moralische Werte in ihrer „überzeugenden Sinnhaftigkeit“ zeigen. Auch für das nichtreligiöse Denken gibt es gültige Maßstäbe, die mit religiös-moralischen Werten übereinstimmen können – können, nicht müssen.

Bemerkenswert auch die durchlaufende Parallelisierung von „Vernunft des christlichen Glaubens“ und „säkularer Vernunft“, verhindert doch diese Parallelisierung zunächst einmal spalterische Wertungen im Verhältnis Vernunft und Glauben. Beide, der christliche Glaube ebenso wie das säkulare Denken, haben ihre eigene Vernünftigkeit. Beide stehen zunächst grundsätzlich gleichrangig nebeneinander. Überwunden ist damit eine für die Geschichte der Neuzeit ebenso charakteristische wie fatale gegenseitige Abqualifizierung von Vernunft und Glauben. Richtig verstanden aber muß der christliche Glaube säkulares Denken nicht als „gottlos“ abqualifizieren, die „säkulare Vernunft“ den christlichen Glauben nicht als irrational.

Hintergrund dieser begrifflichen Parallelisierung „Vernunft des christlichen Glaubens“ – „säkulare Vernunft“ ist eines der bemerkenswertesten Dokumente aus der Ära Johannes Pauls II., das sich wesentlich der denkerischen Gestaltung Joseph Ratzingers verdankt: die Enzyklika „Fides et Ratio“ vom September 1998. Hier ist Grundsätzliches über das „Drama der Trennung zwischen Glaube und Vernunft“ gesagt, aber auch über das „Interesse der Kirche für die Philosophie“ und die „Wechselwirkung zwischen Theologie und Philosophie“.

Gewiß: Eine Detailanalyse dieser Enzyklika würde durchaus auch fragwürdige Aspekte zutage fördern. So sind Aussagen über die Rolle des „Lehramts der Kirche“ (Nr. 49–56) im Streit zwischen Theologie und Philosophie durchaus nicht unproblematisch, lassen sie doch eine Selbstkritik des „Lehramts“ vermissen. Aber das Grundanliegen dieses Lehrschreibens verdient Anerkennung. Es läuft darauf hinaus, „daß Glaube und Philosophie die tiefe Einheit wiedererlangen sollen, die sie dazu befähigt, unter gegenseitiger Achtung der Autonomie des anderen ihrem eigenen Wesen treu zu sein“ (Nr. 48).

Ein solches Denken steht im Hintergrund, wenn im Kommuniqué von „Vernunft des christlichen Glaubens“ und von „säkularer Vernunft“ die Rede ist. Und ein solches Denken ist realistisch und zukunftsweisend zugleich. In der Welt des dritten Jahrtausends leben nun einmal religiöse und nichtreligiöse Menschen nebeneinander und können dies nur in Frieden tun, wenn sie eine Ordnung der Werte und Ideale miteinander teilen. Nur ein wechselseitig kritisches Modell der Zuordnung von Glaube und Vernunft dient dem recht verstandenen Wohl der Menschen. Deshalb würdigen die nächsten Sätze im Kommuniqué nicht nur das Bemühen von Hans Küng, „im Dialog der Religionen wie in der Begegnung mit der säkularen Vernunft zu einer erneuten Anerkennung der wesentlichen moralischen Werte der Menschheit beizutragen“. Sie signalisieren auch, daß sich der Papst selber dieses „Bemühen“ zu eigen gemacht hat. Der „Einsatz für ein erneuertes Bewußtsein der das menschliche Leben tragenden Werte“, liest man, sei auch ein „wesentliches Anliegen seines Pontifikats“.

Ratzingers Münchener Rede 2004

Dies ist für Kenner des Denkwegs von Joseph Ratzinger keineswegs überraschend. Man lese nur sein 2005 erschienenes Buch „Werte im Zeichen des Umbruchs. Die Herausforderungen der Zukunft bestehen“, und man wird die im Kommuniké knapp angedeuteten Denkfiguren Kapitel für Kapitel vor- und ausformuliert finden. Ob es um „vorpolitische moralische Grundlagen eines freiheitlichen Staates“ geht oder um „moralische Prinzipien in demokratischen Gesellschaften“ oder um „geistige Grundlagen“ der Identität Europas: Überall ist das Bemühen erkennbar, angesichts der faktischen Pluralität von Religionen und Ideologien in der einen Weltgesellschaft die „Bedeutung religiöser und sittlicher Werte“ zu begründen. Bis in Formulierungen hinein ließen sich Übereinstimmungen zeigen mit Veröffentlichungen von Hans Küng wie „Weltethos für Weltpolitik und Weltwirtschaft“ (1997) oder „Globale Unternehmen – globales Ethos. Der globale Markt erfordert neue Standards und eine globale Rahmenordnung“ (2001) oder schließlich in „Friedenspolitik. Ethische Grundlagen internationaler Beziehungen“ (2003).

Hier liegt der tiefere Sachgrund, warum die Begegnung zwischen diesen beiden, der katholischen Tradition verpflichteten Denkern nicht bloß kirchenpolitisch „überfällig“ war, sondern diese Sach-Ergebnisse zeitigen konnte. Sie sind Ausdruck einer sich seit längerem anbahnenden Konvergenz im Denken von Ratzinger und Küng – und zwar im Blick auf die Notwendigkeit interkultureller und interreligiöser Verständigung über ethische Grundlagen in der einen Weltgesellschaft.

Dies kommt vor allem in der programmatischen Rede zum Ausdruck, die Joseph Ratzinger noch als Kardinal in Gegenwart von Jürgen Habermas am 19. Januar 2004 in der Katholischen Akademie in Bayern (München) gehalten hat. Beide dort gehaltenen Referate sind greifbar in dem Band: „Jürgen Habermas – Joseph Ratzinger, Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion“ (Freiburg 2005). Schauen wir uns den Grundduktus von Ratzingers Ausführungen genau an.

Ausgangspunkt aller Überlegungen ist eine Diagnose der gegenwärtigen geschichtlichen Entwicklung. Vor allem zwei Faktoren – die Ausbildung einer Weltgesellschaft, in der zunehmend alle voneinander abhängen, sowie die geschichtlich beispiellosen Möglichkeiten des Menschen im Bereich des Machens und Zerstörens – erfordern Antwort auf die Frage, „wie die sich begegnenden Kulturen ethische Grundlagen finden können, die ihr Miteinander auf den rechten Weg führen und eine gemeinsame rechtlich verantwortete Gestalt der Bändigung und Ordnung der Macht aufbauen können“. Auffälligerweise verweist Ratzinger bereits im zweiten Abschnitt seiner Münchener Rede auf Künigs „Projekt Weltethos“: „Daß das von Hans Küng vorgetragene Projekt ‚Weltethos‘ einen solchen Zuspruch findet, zeigt auf jeden Fall an, daß die Frage aufgerichtet ist.“ Zwar formuliert Ratzinger hier noch (im Anschluß an Robert Spaemann) seine Vorbehalte, aber im Problembewußtsein signalisiert er eine mit Küng gemeinsame Ausgangsbasis: Im welt-

geschichtlichen Prozeß der Begegnung und Durchdringung der Kulturen seien „ethische Gewißheiten“ weithin zerbrochen. Was „das Gute“ sei, stehe ohne Antwort da, zumal die „Wissenschaft“ ein solches erneuertes ethisches Bewußtsein heute nicht mehr liefern könne.

Was aber könne dann ein „universal verbindliches Ethos“ garantieren?, fragt Ratzinger weiter. Demokratie? Warum nicht. Hat nicht im Verlauf der Geschichte moderner Verfassungsstaaten das Recht die Macht gebändigt? Und sind nicht die modernen Menschenrechtserklärungen sichtbarer Ausdruck der Tatsache, daß es doch so etwas wie eine universale Rechtsordnung gibt? Aber – so Ratzingers Einwand – auch das Recht bedarf der ethischen Grundlagen. Der Verweis auf das „demokratische Mehrheitsprinzip“ allein reicht nicht hin. Warum nicht? Auch „Mehrheiten können blind und ungerecht sein!“ Hinzu kommt: Zwar gibt es Menschenrechtserklärungen vielfacher Art, aber interkulturell werden Menschenrechte heute durchaus unterschiedlich verstanden:

„Der Islam hat einen eigenen, vom westlichen abweichenden Katalog der Menschenrechte definiert. China ist zwar heute von einer im Westen entstandenen Kulturform, dem Marxismus, bestimmt, stellt aber ... doch die Frage, ob es sich bei den Menschenrechten nicht um eine typisch westliche Erfindung handele, die hinterfragt werden müsse.“

Woraus folgt: Auch ein schlichter Appell an „die Menschenrechte“ liefert keine verlässliche ethische Basis. Hinzu kommen „neue Formen der Macht und neue Fragen ihrer Bewältigung“. Die Menschheit ist heute weniger durch die Atombombe von Supermächten als durch die „kleinen“ Bomben von Terroristen bedroht – durch einen Terrorismus überdies, der durch einen „religiösen Fanatismus gespeist wird“. Die Religion zeigt hier ihre pathologisch-pathogene Seite, so daß Ratzinger sich die Frage stellt: „Muß da nicht Religion unter das Kuratel der Vernunft gestellt und sorgsam eingegrenzt werden?“ Ist also die Vernunft die für alle verbindliche Basis? Nein, denn die heutigen Möglichkeiten biowissenschaftlicher Produktions- und Reproduktionsmethoden lassen auch „Zweifel an der Verlässlichkeit der Vernunft“ aufsteigen: „Die Versuchung, nun erst den rechten Menschen zu konstruieren, die Versuchung, mit Menschen zu experimentieren, die Versuchung, Menschen als Müll anzusehen und zu beseitigen, ist kein Hirngespinnst fortschrittsfeindlicher Moralisten.“ Die Frage verschärft sich also: Wenn sowohl die Religion wie die säkulare Vernunft unmoralisch-irrational werden können, woher dann eine „wirksame ethische Evidenz“ gewinnen in der einen „Weltgesellschaft“, in der wir leben, „mit ihren Mechanismen der Macht und mit ihren ungebändigten Kräften“?

Jahrhundertlang war es gerade in der katholischen Tradition üblich, eine sichere Basis für Gut und Böse im „Naturrecht“ anzunehmen. Und ist das nicht in der Tat nach wie vor die Lösung? Können sich nicht alle, religiöse wie nichtreligiöse Menschen, darauf verständigen? Aber auch dieses „Instrument“, so Ratzinger, sei „leider stumpf geworden“, so daß er persönlich von einem Verweis auf das „Natur-

recht“ Abstand nehmen wolle. Die Idee des Naturrechts setze nämlich „einen Begriff von Natur voraus, in dem Natur und Vernunft ineinander“ griffen, die Natur selber also „vernünftig“ sei. Diese Sicht von Natur aber sei mit dem Sieg der Evolutionstheorie „zu Bruch gegangen“. Die Natur als solche sei nicht vernünftig, auch wenn es in ihr vernünftiges Verhalten gäbe.

Und doch will Ratzinger an einem „letzten Element des Naturrechts“ festhalten und kommt deshalb auf die Menschenrechte noch einmal zurück. Denn Menschenrechte seien nun einmal nicht verständlich ohne die Voraussetzung, daß der Mensch als Mensch, einfach durch seine Zugehörigkeit zur Spezies Mensch, Subjekt von Rechten sei, daß sein Selbst also Werte und Normen in sich trage, die zu finden, aber nicht zu erfinden sind. Daraus folgt ein Doppeltes: „Vielleicht müßte heute die Lehre von den Menschenrechten um eine Lehre von den Menschenpflichten und von den Grenzen des Menschen ergänzt werden.“ Das ist das eine. Und das andere: Eine solche Ergänzung müßte heute „interkulturell“ ausgelegt und angelegt werden: „Für Christen hätte es mit der Schöpfung und dem Schöpfer zu tun, in der indischen Welt entspräche dem der Begriff des ‚Dharma‘, der inneren Gesetzlichkeit des Seins, in der chinesischen Überlieferung die Idee der Ordnung und des Himmels.“

Damit hat Ratzinger den entscheidenden Punkt seiner Argumentation erreicht. Wenn es gilt, nach einer gemeinsamen ethischen Basis für die eine Weltgesellschaft zu suchen, dann kann dies, wenn überhaupt, nur interkulturell und interreligiös gelingen. Ethische Traditionen aus den Kulturräumen etwa des Islam, des Hinduismus, aber auch Afrikas müssen neben die europäische Tradition gestellt werden. Gewiß: Der interkulturelle und interreligiöse Vergleich hat durchaus Folgen – für die „säkulare Vernunft“ und die „Vernunft des christlichen Glaubens“. Ratzinger sieht das klar. Wer die religiös-ethischen Traditionen der ganzen Menschheit einbringen will, muß mit einer Infragestellung der westlichen Rationalität, aber auch mit einer Infragestellung des „universalen Anspruchs der christlichen Offenbarung“ rechnen. Beide in Europa entstandenen Formen der Weltdeutung können heute keinen Universalitätsanspruch mehr erheben. Universalitätsansprüche kann man nur erheben, wenn man universal denkt. Ethisch gesprochen: wenn man Elemente eines universalen, eines Menschheitsethos' nachweisen kann.

Konvergenzen Ratzinger – Küng

Die Rekonstruktion von Joseph Ratzingers Münchener Rede zeigt auffällige Parallelen, ja Konvergenzen mit dem Denken von Hans Küng seit seinem programmatischen Buch „Projekt Weltethos“. Diese Konvergenzen lassen sich in drei Punkten präzisieren.

1. Die im Zug der ökonomischen Globalisierung heraufkommende Eine-Welt-Gesellschaft beschleunigt Vereinheitlichungsprozesse nicht nur im Bereich von

Weltorganisationen, Weltrecht und Weltinnenpolitik, sondern auch Suchprozesse nach gemeinsamen ethischen Standards. Die eine Welt erfordert das eine Ethos. Das eine Ethos aber bekommt man nur durch interkulturelle und interreligiöse Grundlagenforschung. Diese Forderung nach Interkulturalität mit dem Ziel einer Universalisierung ethischer Standards ist eine Herausforderung gerade für die westliche Kultur, die mit der „säkularen Vernunft“ und der „Vernunft des christlichen Glaubens“ zwei geschichtlich höchst dominante Welt-Deutungsmodelle hervorgebracht hat.

2. Was Joseph Ratzinger in seiner Münchener Rede formuliert, findet seine Parallele in der Paradigmen-Analyse von Hans Küng, der schon in seinem Buch „Das Christentum. Wesen und Geschichte“ (1994) eine differenzierte Kritik eurozentrischer Moderne vorgetragen hatte. Ratzinger beendet seine Rede mit dem programmatischen Satz, der seine Parallelen auch in den Schriften von Küng hat:

„Es ist für die beiden großen Komponenten der westlichen Kultur wichtig, sich auf ein *Hören*, eine wahre Korrelationalität auch mit diesen Kulturen einzulassen. Es ist wichtig, sie in den Versuch einer polyphonen Korrelation hineinzunehmen, in der sie sich selbst der wesentlichen Komplementarität von Vernunft und Glaube öffnen, so daß ein universaler Prozeß der Reinigung wachsen kann, in dem letztlich die von allen Menschen irgendwie gekannt oder geahnten wesentlichen Werte und Normen neue Leuchtkraft gewinnen können, so daß wieder zu wirksamer Kraft in der Menschheit kommen kann, was die Welt zusammenhält.“

Dieser Satz enthält zwei wichtige Präzisierungen: Die „säkulare Vernunft“ und die „Vernunft des christlichen Glaubens“ können heute nur noch in einer „polyphonen Korrelation“ mit außereuropäischen Philosophien und Religionen an Plausibilität und Überzeugungskraft gewinnen. Stellen sie sich dieser Korrelation, kann so etwas wie ein „universaler Prozeß der Reinigung“ von Vernunft und Glaube entstehen, in dessen Verlauf „die von allen Menschen irgendwie gekannt und geahnten wesentlichen Werte und Normen“ neue Überzeugung gewinnen können. Alles dient dem Ziel, daß in der einen Menschheit wieder zu wirksamer Kraft kommt, „was die Welt zusammenhält“. Wir halten noch einmal die von Ratzinger herausgearbeiteten Gesichtspunkte stichwortartig fest: polyphone Korrelation, gegenseitige Reinigung von Glaube und Vernunft, Bewußtwerden vorgekannter oder vorgeahnter „wesentlicher Werte und Normen“ bei allen Menschen. Ziel ist eine Werte- und Normenordnung, die „die Welt zusammenhält“.

3. Konvergenz auch in der Forderung von Ratzinger, die „Lehre von den Menschenrechten um eine Lehre von den Menschenpflichten und von den Grenzen des Menschen“ zu ergänzen. Vorstöße dieser Art hat Hans Küng im Zusammenhang eines Engagements für das „Inter Action Council“ unter der damaligen Leitung des früheren deutschen Bundeskanzlers Helmut Schmidt gemacht. Er ist der Verfasser einer „Allgemeinen Erklärung der Menschenpflichten“, die das „Inter Action Council“ 1998 verabschiedete. In diesem Kontext hat Küng den unlösbaren Zusammenhang von Menschenrechten und Menschenpflichten theoretisch begründet und

gegenüber Kritikern verteidigt, nachzulesen in dem von ihm herausgegebenen Band „Dokumentation zum Weltethos“ (2002).

III. Zukunftsweisendes

Wie könnten diese Ansätze einer Suche nach universalen ethischen Standards, diese Forderung nach polyphoner Korrelation sowie einer Universalisierbarkeit „wesentlicher Werte und Normen“, die Joseph Ratzinger theoretisch bereits durchdacht hat, in der Praxis seines Pontifikats umgesetzt werden? Zwei Ereignisse lassen das geistige Profil seines Pontifikats bereits etwas besser erkennen: der Weltjugendtag in Köln im August 2005 sowie die im Januar 2006 veröffentlichte Enzyklika „Deus caritas est“.

Der Weltjugendtag in Köln 2005

Bekanntlich ist der Weltjugendtag nicht die Erfindung Ratzingers. Er war das große Anliegen von Johannes Paul II., und die Feier in Köln war zunächst vor allem die Erfüllung des Vermächtnisses dieses verstorbenen Papstes. Aber Benedikt XVI. hat diese Gelegenheit auch für sich glänzend genutzt. Sein erster Auftritt vor der Weltöffentlichkeit war ein Erfolg. Das Ereignis als solches fand weltweit positive Resonanz:

1. Die katholische Kirche machte sich öffentlich sichtbar als eine auch viele Jugendliche nach wie vor spirituell ergreifende und sozial engagierende religiöse Gemeinschaft.

2. Die katholische Kirche machte sich sichtbar als Weltkirche. Dies ist in einer Zeit geschichtlich beispielloser Globalisierung der Märkte, Kommunikationsmittel und touristischer Infrastrukturen wichtiger denn je. Die rein ökonomische Globalisierung erhält so ein kirchliches, religiöses Gegengewicht. Religion kann, positiv verstanden, als eine nationen-, kulturen- und völkerumgreifende einheitstiftende geistige Energie verstanden werden und wirken.

3. Die katholische Kirche hat im globalen Wettbewerb der Religionen und Ideologien die Identität des Christlichen auch in einem alten Kontinent wie Europa sichtbar gemacht. Die Kirche zeigt Profil in einer Weltsituation, die durch eine Doppelbewegung gekennzeichnet ist: Niedergang der das 20. Jahrhundert prägenden Großideologien Faschismus und Sozialismus – Wiedererwachen der Bindekräfte großer Weltreligionen in vielen Regionen der Erde. Stichworte: Revitalisierung des Islam als Faktor der Weltpolitik; Wiedererstarben des Konfuzianismus in einem China, das auf dem Weg zur ökonomischen Weltmacht ist. In einem solchen globalen Kontext des postideologischen Vakuums einerseits und der Neukonfrontation mit religiösen Großalternativen andererseits ist die Demonstration geistiger

Energien des Christlichen für Christen in aller Welt ein wichtiger identitätsstiftender Faktor, zumal christliche Identität von Benedikt XVI. nicht in Kategorien missionarischer Konfrontation, sondern in denen der Dialogizität präsentiert wurde. Identität schließt Dialogizität nicht aus, sondern ein.

Aufruf zum Dialog mit Juden und Muslimen

Dies wurde gerade auch deutlich in den Ansprachen, die für die interreligiöse Verständigung Schlüsselbedeutung hatten: Die Rede Benedikts XVI. am 19. August in der Synagoge zu Köln sowie die Rede am 20. August bei der Begegnung mit „Vertretern muslimischer Gemeinden“. Seinen jüdischen Zuhörerinnen und Zuhörern gegenüber rief Benedikt XVI. in Erinnerung, daß das Zweite Vatikanische Konzil mit seiner Erklärung „*Nostra Aetate*“ „neue Perspektiven in den jüdisch-christlichen Beziehungen eröffnet“ habe, die „durch Dialog und Partnerschaft“ gekennzeichnet seien. Die katholische Kirche trete ein für „Toleranz, Respekt, Freundschaft und Frieden unter allen Völkern, Kulturen und Religionen“. Vieles sei „zur Verbesserung und Vertiefung des Verhältnisses zwischen Juden und Christen“ getan worden. Er wolle ausdrücklich „ermutigen zu einem aufrichtigen und vertrauensvollen Dialog zwischen Juden und Christen“. Ähnlich äußerte der Papst sich auch gegenüber Vertretern muslimischer Gemeinden: „Der interreligiöse und interkulturelle Dialog zwischen Christen und Muslimen darf nicht auf eine Saisonentscheidung reduziert werden. Tatsächlich ist er eine vitale Notwendigkeit, von der zum großen Teile unsere Zukunft abhängt.“

Die erste Enzyklika

Im Januar 2006 veröffentlichte Benedikt XVI. seine mit Spannung erwartete erste Enzyklika. Sie trägt den Titel „*Deus caritas est*“. Zwar nimmt sie nicht direkt auf den interreligiösen und interkulturellen Dialog Bezug, will vielmehr eine elementare Selbstbesinnung und Selbstverpflichtung der katholischen Kirche auf das Ethos der Liebe sein. Aber dieses Ethos der Liebe ist keineswegs nur ein Binnenethos für Christen, sondern umfaßt universal alle Menschen: „In diesem Sinne“, liest man in Abschnitt 31, „reicht die Kraft des Christentums weit über die Grenzen des christlichen Glaubens hinaus“.

Für eine Auseinandersetzung mit dieser Enzyklika ist hier nicht der Ort. Aber soviel sei gesagt: Wer sie beim Wort nimmt, wird nicht darum herumkommen, Konsequenzen auch für den praktischen Umgang verschiedener Gruppen innerhalb der Kirche anzumahnen. Hans Küng hat dies auf seine Weise getan und damit signalisiert, daß er bei allen Konvergenzen in für die Weltgesellschaft wichtigen

Denk- und Gesprächsfeldern seine innerkirchlichen Reformdesiderate und damit sein Einstehen für die Opfer lieblosen, autoritären Verhaltens innerhalb der Kirche aufrechterhält. In seiner Stellungnahme zur Antrittsenzyklika signalisiert er, daß er an Benedikt XVI. nach wie vor Erwartungen hat im Blick auf „Konsequenzen für die kirchlichen Strukturen und juristischen Regelungen“. Er wünscht sich von diesem Papst „eine zweite Enzyklika: nicht über die Liebe Gottes und Jesu Christi und über das caritative Handeln der Kirche und ihrer Organisationen, sondern über Strukturen der Gerechtigkeit in der institutionellen Kirche selber und den liebevollen Umgang mit allen verschiedenen Gruppen“: „mit den Männern und Frauen, die Verhütungsmittel gebrauchten; mit den Geschiedenen und Wiederverheirateten; mit den wegen des Zölibats ausgeschiedenen Priestern; mit den kritischen Stimmen in der Kirche; mit den protestantischen und anglikanischen Amtsträgern, denen man die Gültigkeit ihrer Abendmahlsfeiern abspricht.“

Wichtig für die Gesamtkirche aber sind auch die Ergebnisse des Treffens von Castel Gandolfo. Sie betreffen eine Sachproblematik, auf die sich beide auf unterschiedliche Weise in ihren jeweiligen Lebens- und Denkwegen zubewegt haben. Diese Sache heißt: Suche nach universalen ethischen Standards in der einen Weltgesellschaft; dialogisch-wechselseitige Korrektur und Komplementarität von „säkularer Vernunft“ und „Vernunft des Glaubens“, um Pathologien der Vernunft und des Glaubens zu verhindern oder zu lindern; Bemühen um besseres gegenseitiges Verstehen zwischen Menschen verschiedener Religionen und verschiedener weltanschaulicher Bindungen in einer polyphonen Korrelation von Glauben und Vernunft; Fundament ist der gemeinsame christliche Glaube, der sich konkretisiert in einem Ethos der Liebe. Diese Liebe Gottes zu allen Menschen ist die tiefste Legitimation und Motivation für ein Bemühen um besseres Verstehen und gegenseitige Solidarität.

Joseph Ratzinger hat als Papst jetzt einzigartige Möglichkeiten, weltreligiöse und weltpolitische Zeichen zu setzen. Sie werden vermutlich andere sein als die Zeichen seines Vorgängers; aber sie werden, nimmt man seine theoretischen Schriften ernst, orientiert sein müssen an der Frage, die er selber als „Frage von hoher Dringlichkeit“ bezeichnet hat: „Wie die sich begegnenden Kulturen ethische Grundlagen finden können, die ihr Miteinander auf den rechten Weg führen und eine gemeinsam rechtlich verantwortete Gestalt der Bändigung und der Ordnung der Macht aufbauen können.“ Das Jahr 2006 wird deutlicher als zuvor Aufschluß darüber geben, wohin dieser Pontifikat steuert.

ANMERKUNGEN

¹ H. Häring, Hans Küng. Grenzen durchbrechen (Mainz 1998); ders., Theologie u. Ideologie bei Joseph Ratzinger (Düsseldorf 2001). H. Häring u. K.-J. Kuschel, Hans Küng. Neue Horizonte des Denkens u. Glaubens (München 1993); W. Jens u. K.-J. Kuschel, Dialog mit Hans Küng (München 1996).

² Erste Überblicke in: Wissenschaft u. Weltethos, hg. v. H. Küng u. K.-J. Kuschel (München 1998) 493–511 (Bibliographie zur Weltethos-Debatte); Dokumente zum Weltethos, hg. v. H. Küng (München 2002).